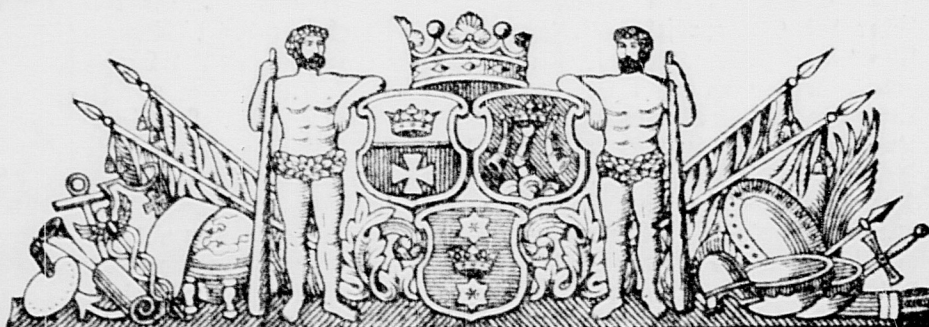


# Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Kontosberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Postgeld). Fernsprechnummer: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdrucker 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Grundungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Neugner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbüros hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einseitige Letztzeile oder deren Raum 20 Pfg., für Interzeilen außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeigen 15 Pfg. Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummer: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdrucker 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

## Zur Beachtung für unsere Abonnenten!

Im Interesse pünktlicher Zustellung unserer Zeitung erlauben wir, das Abonnement für Monat Juni sofort bei den Postanstalten zu erneuern. Reklamationen sind stets an das zuständige Postamt zu richten.

Der Abonnementspreis beträgt:  
In der Stadt:  
pro Juni (frei Haus) . . . . . 1,20 Mk.  
Durch die Post:  
pro Juni (ohne Beistellgeld) . . . 1,25 Mk

Probenummern kostenlos.

Expedition der „Hartung'schen Zeitung“.

## Post festum.

(Von unserer Berliner Redaktion.)

Vorüber sind die eindrucksvollen Feierlichkeiten im Kaiserhaus, die Berlin in eine Feststadt verwandelt hatten. Die Gäste, die zu der Hochzeit der Kaiserin geladen waren, haben die Reichshauptstadt zum größten Teil wieder verlassen, und das Leben auf den Straßen Berlins zeigt wieder das alte Bild alltäglichen Getriebes. Wer in dieser Zeit der Feierlichkeiten durch die Hauptstadt pilgerte und Gelegenheit hatte, den einen oder den anderen der kaiserlichen Gäste die fahngeschmückten Festwagen durchfahren zu sehen, die mußte er staunen über die freundliche Aufmerksamkeit, mit der die Berliner Bevölkerung den Hochzeitsbesuch überall empfing. Der Berliner gilt im allgemeinen als ein Hans in allen Gassen, der stets dabei sein muß, wo „ewiges los“ ist. Aber die unzähligen Tausende, die vom frühen Morgen bis zum frühen Abend in den letzten Tagen die Straßenzüge umfaumt hielten, die trieb mehr als bloße Neugier, trieb auch mehr als Feiertagsstimmung. Was hier als ein unsichtbares Fluidum durch die Massen ging, was hinauslachte auf die Gasse selbst, das war die weit entfernt von der Schaulust der Menge war das Aufatmen nach langer Zeit trüber Ungewißheit, war das Bewußtsein, daß das Frühjahr die dunklen Abnungen, mit denen es erwartet war, nicht verwirklichen wird. Der Winter hatte manch sorgenvolles Gemur geschrien, manchen pessimisten, wie es schien, in perpetuum geboren; und die pessimistischen hörten

schon im voraus den Donner feindlicher Kanonen den Frühling einläuten. Aus dem Saulus mag ein Paulus werden. Das dunkle Gewölbe ist freilich noch nicht ganz gebannt, aber es läßt hellere Sonnenblicke durch, die zu den schönsten Hoffnungen auf gut Wetter Grund geben. Und doch ein Lichtblick waren immerhin die letzten Hochzeits-tage mit dem Besuch des russischen Kaisers und englischen Königs.

Gerade diese beiden mußten es sein. Nicht ein König von Spanien oder Dänemark, Griechenland oder vom Balkan, nicht einer der Genossen vom Dreieck, — gerade die Herrscher von England und Rußland: zwei Drittel Tripleentente. Waren sie auch zu einer reinen Familienfeier gekommen und hätte man in Berlin alles vermieden, den Festtagen einen politischen Stempel aufzudrücken, ein bloßer Privatbesuch, bei dem man sich amüsiert, von Veranügen zu Veranügen eilt, um mit einem Schön-Dank wieder zu verschwinden, ohne ein Wort von ernsthaften Geschäften gesprochen zu haben, war es doch nicht. Wenn wirklich nur die Verwandtschaft, und zwar die aller-nächste, zur Hochzeit eingeladen werden sollte, es hätte nähere Verwandte gegeben, die nicht gekommen wären. Konstantin von Griechenland konnte man es nicht verübeln, wenn er daheim blieb; er hat in Saloniki Besseres zu tun als Reste zu feiern. Christian von Dänemark steht in demselben verwandtschaftlichen Grade zum Cumberlander wie der Zar. Und Franz Josef, und der Prinzregent von Bayern, und die Streiter? Nein, so ganz Familienbegegnung war es nicht, und in den Zeiten, wo die drei Monarchen zusammen waren, ist zweifellos manches Gespräch gepflogen worden, das mit politischen Auseinanderlegung verzwiefelte Ähnlichkeit hatte. Es konnte auch nicht anders sein. In einer Zeit wie der unrigen, wo die Geiseln der jüngsten Vergangenheit noch bisweilen drohend die Hand rufen, läßt sich all das, was das Herz füllt, nicht hinter dem Raum der Fäbne gewalttätig bergen. Aber absehen davon, schon der Besuch Georgs V. und Nikolaus II. am Berliner Hofe an sich, in diesen Zeitläuften, kann nicht ohne eine gewisse politische Bedeutung sein. Das will man auch in amtlichen Kreisen nicht leugnen, und davon wird es auch nichts ändern können, wenn man jenseits der Vogesen immer wieder betont, es wäre ja kein verantwortlicher Minister dabei gewesen. Der Zar und der König, beide haben längere Unterredungen mit dem Reichskanzler gehabt. Daß man sich dabei vom Weiter, vom Sport oder anderen Gemeinplätzen unterhalten habe, wird niemand glauben. Daß man in „geheimer Verschwörung“ den Erbball unter sich verteilt, wird man ebensowenig für glaubwürdig halten. Die Wahrheit wird also auch hier in der Wirt liegen. Es sind keine festen Abmachungen getroffen worden. Frankreich kann ob der Tripleentente herabsehen, aber man ist sich näher gekommen, hat weiteren Grund geleitet zu gegenwertigem Verstehen.

Das ist sicher von Bedeutung. Deutschland, und vor allem Wilhelm II., hat immer gesagt, daß es bereit ist, alles zu tun, was dem Weltfrieden nützlich und förderlich sein könne, solange es mit dem Vergriffen von Ehre und Ansehen zu vereinen ist. Anders in England und Rußland, wenigstens glaubt man es hier bei uns. Die von Frankreich ausgeworfene Saat des Misstrauens gegen uns ist dort auf einen allzu fruchtbaren Boden gefallen und hat Blüten getrieben von einer Ueppigkeit, wie sie sich der Sämann selbst kaum träumen lassen konnte. Eine Skrupellosigkeit, wie man sagt, zum Teil von Frankreich unterstützte Preße hat das übrige getan, keine Erkenntnis, keine Wahrheit über den Vetter, den Nachbar aufkommen zu lassen. So durchzog der englische Tourist

unter Land, der Ruffe suchte in unseren Heilbädern Gesundheit; mit welchen Augen sie uns anjahen, konnten wir nicht ergründen, daß es keine freundlichen Blicke waren, wußten wir. Dann kam der Balkankrieg; Oesterreich mobilisierte, Rußland verstärkte seine Truppen an der Südwestküste; ein Krieg schien unvermeidlich. Statt dessen kommt man in London zu festen Abmachungen, findet auch die Entschlossenheit, sie gemeinsam durchzuführen, — die, die auf die Uneinigkeit der Großmächte gelehrt hatten, haben sich völlig verrednet, und anstatt als „Eroberer“ in Berlin einzuziehen, wie man es in Frankreich getraut haben mag, famen die Herrscher der anderen Ententemächte als friedliche Hochzeitsgäste nach Deutschland. . . .

Alles in allem war das ein sehr ansehnlicher Erfolg des Friedensgedankens. Die Tripleentente wird um der Berliner Festtage willen natürlich nicht in die Brüche gehen und unsere westlichen Nachbarn würden weit über das Ziel hinauschießen, wollten sie das Wort von der splendid isolation, das sie so oft auf uns angewendet, nun auf sich beziehen. Ihre Nervosität ist in keiner Weise berechtigt, und wenn sie jetzt verheuen, Griechenland gegen Italien, ihre einst so stürmisch unabhüblte „jüngere Schwester“, zu hegen, um in Italien den ganzen Dreieck zu treffen, so legt das von nichts weiter Zeugnis ab, als von einer törichtesten Verblendung. Aber eines sollten sie lernen: daß die Delassische Eintretungspolitik endgültig gescheitert, daß es Kriege in Europa geben kann, ohne daß der Dreieck von Dreieckverband sofort an die Wand gedrückt wird, und daß der Friedensgedanke und das Friedensbedürfnis doch stärker ist als chauvinistische Hegeorien. Auch bei uns sollte man sich in gewissen Kreisen daran erinnern. Kriege werden heute nicht mehr so leicht vom Zaune gebrochen, die Verantwortung dafür ist zu groß. Aber die großen Völker Europas stehen sich nicht so feindlich gegenüber, daß man ohne durchgreifende Veränderung in der Haltung der Regierungen an der Verhütung eines Weltbrandes zweifeln müßte. Die Berliner Hochzeitstage haben uns alle Berechtigung zu der Hoffnung gegeben, daß die politische Zukunft sich freundlicher gestalten wird, daß, wenn auch keine Neuorientierung in der Weltpolitik eintritt, doch ein Nachlassen der Spannung zwischen den Großmächten sich bemerkbar macht. Ein russisches Blatt hatte recht, wenn es schrieb: „Der Berliner Familienfeier kommt die Bedeutung eines politischen Ereignisses zu. Sie verstärkt die Chancen für den Frieden, denn niemand bezweifelt die Friedenstriebe Deutschlands, Rußlands und Englands.“

## Deutschland und Argentinien.

Anlässlich des Besuchs der argentinischen Sondergesandtschaft in Berlin gewinnt die Frage Interesse, welches unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu der aufstrebenden südamerikanischen Republik sind. Wie die Statistik angibt, nimmt das Deutsche Reich im Handelsverkehr mit Argentinien die zweite Stelle ein, während es vor 30 Jahren in der Einfuhr noch an fünfter Stelle stand. Noch im Jahre 1895 war die Reihenfolge der Abgabengebiete Deutschlands in Südamerika Brasilien, Chile, Argentinien, während jetzt Argentinien unbestritten an erster Stelle steht und über die Hälfte unserer Seelaufuhr nach Südamerika aufnimmt. Unsere Ausfuhr nach Argentinien beträgt zurzeit über 250 Millionen Mark jährlich, wogegen wir aus diesem Lande Erzeugnisse von etwa demselben Wert beziehen. Deutschland und Argentinien können

beraubt, um zu Kultzwecken Verwendung zu finden. Man staunt über die schnelle Wüchsigkeit verwerter Groß- und relativ großer Güter, die sicherlich mit dazu beigetragen hat, die Lebensstrait dieser abgefunten und austretenden Völkerschaften zu vernichten.

**Pugmaderinnen und ihre Vöhen.** Wenn man in einem der zflußigen Pugschäfte in Bradstreet oder Reagentstreet einen Dutt erkaufen hat — und unter fünf Guineen (105 Mark) ist das überhaupt nichts zu haben — so sagt man sich, während man zu sadder but a wiser woman nach Hause geht, daß irgend jemand an diesen Artikel einen großen Profit haben muß. Und man wundert sich nicht, daß Damen aus der höchsten Aristokratie unter der Firma „Madame Claire“, oder „Louise“, oder „Marguerite“ das von ihrem Stande so verdiente Ladengeschäfte ergründen und aus ihrem Verdienst ein standesgemäßes Leben bestreiten. Es ist nun freilich unmöglich, zu sagen, wie hoch sich dies Einkommen in einzelnen Fällen beläuft, man kann aber aus dem Gehalt, den sie ihrer Direktion bewilligen, sich eine Vorstellung davon machen. In einem Rechtsstreit, der soeben zum Austrag kommt, bewies eine Pugmaderin aus einem Hannover-Quare-Geschäft, daß sie an (Gehalt 10 400) Mt., an Kommission weitere 7000 Mt. bezog, in Summa 17 400 Mark. Im allgemeinen bezahlen die großen Westendläden ihren Direktoren 6000 bis 10 000 Mark, aber in den kleinen, hocherfluteten Geschäften ist gewöhnlich die Eigentümersin ihre eigene Geschäftsführerin, und man weiß deshalb nicht, wie sie sich bewertet. Das höchste Gehalt ist natürlich für die mit schöpferischer Phantasie begabte Kraft, die, ohne eine Nadel anzurühren, aus ihrem Kopfe alle jene entzückenden Creations hervorbringt und unermüdbar neue Formen und neue Zusammenstellungen von Farben und Materialien erfindet. Sie wird, wie einer der großen Geschäftsführer erklärte, mit Gold aufgewogen; denn sie kann nicht zum Metier erzogen werden; sie muß, wie der Dichter, dafür geboren sein. Nur sie wird ein Gehalt von 34 000 bis 40 000 Mark aufgemandt. Wie manchem armen Staatsminister muß dabei ganz schwindlig werden — und dennoch ist das bei weitem nicht das Höchste, was eine Frau erreichen kann; in Paris, das für den Bus noch immer ausschlaggebend ist, verdienen die Hauptleiterinnen noch einmal soviel.

**Aus der Münchener „Jugend“.** Liebe Jugend! Wie in anderen kleinen Städten so ist es auch hier in K. in unseren Kinos üblich, daß die obnehm schon allsehr verständlichen Filme durch einen Erklärer („Rezitatoren“) erklärt werden. Ein solcher leistete sich in dem Film von der Königin Luise „Aus Preußens schwerer Zeit“, als die geschlagenen Truppen nach Jena und Auerstädt bei dem verworfenen Königspaar vorbeiziehen, die folgende schöne Wendung: Da trösete der König von Preußen seine hohe Gemahlin mit den Worten: „Na, meine nur nicht Laufe, wenn wir auch die Schlacht bei Jena und Auerstädt verloren haben, wir haben ja noch die Völkerschlacht bei Leipzig vor uns, da wird der Kaiser Napoleon schon seinen verdienten Lohn bekommen.“

Junge Ghe. Der Salat schmeckt ja fürchtbar, hast du ihn denn nicht gewaschen? — „Aber doch, Männchen, sogar mit Seife!“

Das Leben ist im Grunde einfach — nur so bald man davon spricht, wird es kompliziert. Sethrich Seine

## Wer hat den Eberswalder Goldschatz verfertigt?

Neue Mitteilungen über den epochemachenden Fund. Ein überraidender Zufall war es, der uns vor etwa einer Woche einen Goldschatz aus Deutschlands Vorseit beiderse: ein Fund, der in der Öffentlichkeit das stärkste Aufsehen erregte. Dasselbe ist sich doch um etwa 80 Objekte aus reinem Gold, die in Norddeutschland ungefähr im achten Jahrhundert vor Christus verfertigt worden sind, also in einer Epoche, in der Rom wahrscheinlich noch gar nicht existierte. Ueber diese ehrwürdigen Reste aus der Urzeit der deutschen Kultur hielt am letzten Sonnabend in der Berliner Archäologischen Gesellschaft Professor Schuchardt, der geschätzte Präbitoriker, einen Vortrag, in dem er die ersten näheren Mitteilungen über den Fund machte. Auf einem Fabriksgelände in der Nähe von Eberswalde in der Mark wird ein Neubau ausgeführt, und bei den Ausgrabungsarbeiten entdeckte man eine große, uralte Urne. Die Arbeiter stülpten sie um, und dabei rollten die 80 Goldobjekte heraus. Die Kinder selbst glaubten, daß die Gegenstände aus Messing wären. Aber bald kam ein Beamter hinzu, der den Wert der Objekte erkannte. Die Goldschätze wurden in das Fabriksbureau gebracht, und man informierte Professor Schuchardt von der Entdeckung. Der Gelehrte besichtigte am nächsten Morgen den Fund und stellte fest, daß es sich um Geräte aus der sogenannten Hallstattzeit handelt. Der Schatz wurde dann später, wie man weiß, dem Kaiser geschenkt, und es steht zu erwarten, daß er demnächst einer öffentlichen Sammlung überwiesen wird.

Den wertvollsten Teil des Fundes bilden acht Schalen aus reinem Gold, von denen jede etwa die Größe einer offenen Hand hat. Die übrigen Objekte sind zumeist Spiralarms, die offenbar als Schmuck dienten. Die Form und die Ornamentierung der Gegenstände läßt keinen Zweifel darüber, daß sie der sogenannten Hallstattkultur angehören; sie sind etwa im achten Jahrhundert vor Christus entstanden. Nun ergibt sich aber die folgende Schwierigkeit: Das eigentliche Gebiet der Hallstattkultur war Süddeutschland und Oesterreich. Sind nun die Goldschätze von Eberswalde aus dem Süden importiert, oder sind sie von einem Bewohner der Mark Brandenburg selbst im Anschluß an indische Vorbilder hergestellt worden? Professor Schuchardt entscheidet sich für die letztere Möglichkeit. Unter den Goldobjekten befinden sich nämlich auch einige Stücke unverbesserten Metalls; es scheint demnach, daß man nur die Barren von auswärts bezog und sie dann im Lande selbst verarbeitet hat. Es erhebt sich damit die weitere Frage, welches Volk

die Geräte und Schmuckstücke hergestellt hat. Professor Schuchardt meint, daß wir es hier mit den Trägern der sogenannten Vauziger Kultur zu tun haben, in denen er den germanischen Stamm der Semnonen sieht. Von ihnen sagt Tacitus, daß sie der älteste und vornehmste Zweig des großen Volkes der Sueven waren, von dem sich erst allmählich die übrigen Stämme losgelöst hätten; eine Angabe, die durch die archäologischen Funde durchaus bestätigt worden ist. In ihnen können wir nämlich die Ausstrahlungen einer Kultur verfolgen, deren Zentrum im Vauziger Gebiet liegt. In der Vauzig und in der Mark haben aber die Semnonen, und so sind es wahrscheinlich jennonische Handwerker gewesen, die das Prunkgerät und den Schmuck für irgend einen Hauptling herstellten.

Goldschätze derselben Zeit, die denen aus Eberswalde ähneln, sind früher schon mehrfach in Norddeutschland gefunden worden. Vor allem ist da ein Becher zu nennen, der in der Nähe von Werder bei Potsdam aufgefunden. Er befindet sich jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde. Ein recht merkwürdiges Schicksal war zwei anderen Gefäßen dieser Gattung bestimmt, die bei Straßburg ausgegraben wurden. Die Bauern, denen die Entdeckung geblüht war, hatten keine Ahnung von dem Wert der Becher. So benutzten sie die Goldschalen der alten Germanenkönige harmlos als — Alumentöpfe, bis zufällig ein kundiger Mann aus der Stadt in das Dorf kam und die Gefäße für das Museum erwarb. Die einzelnen Typen, die in Eberswalde auftreten, waren also bereits bekannt, aber an Reichhaltigkeit kann sich mit dem neuen Schatz keiner der älteren Funde messen.

## Kleines Feuilleton.

**Die Geschlechtsumwandlung.** Der merkwürdigen Erscheinung der Geschlechtsumwandlung bei den palaosatischen Völkern (Kamtschadalen, Schuktschen usw.) haben Mitglieder der russischen Zesup-Expedition ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Der Tatbestand ist folgender. Zur Zeit der Geschlechtsreife nimmt das Weib mancher Knaben (steltener von Mädchen) die Eigentümlichkeiten des anderen Geschlechts an. Die betroffenen Jünglinge verlieren alle männlichen Neigungen und Tugenden sie mischen sich unter die Weiber, ahmen sie in Kleidung und Gewohnheiten nach und verzichten auf alle Vorrechte ihres Geschlechts. In den trägen, von erotischer Mignit erfüllten Sinnen dieser Nordasaten spült die Vorstellung, der Urheber dieser seltsamen Verwandlung sei ein großer Geist, der das Pseudoweb zur Gattin erkoren habe. Nichtsdestoweniger kann auch ein irdischer Mann diesem Weib gewordenen Jüngling mit allen irdischen Feiertlichkeiten angetraut werden. Einem der Mitglieder der genannten Expedition glaubt die Geschlechtsumwandlung, die nur noch bei Indianern beobachtet wurde, auf uralte religiöse Gebräuche und geschlechtliche Orgesse zurückführen zu können. Bei den Indianern wurden junge, besonders kräftige Männer künstlich ihres Geschlechtscharakters